

lichen entzittlichenden Wirkungen des Kriegs- und Lagerlebens sowie orientalischer Gewohnheiten gebührend in Anschlag bringen muß.

So löblich wir nun den Rat Winsbokes an seinen Sohn finden, diese Versuchungen zu Trunk, Spiel und unkeusem Leben durch das Gegenmittel ritterlicher Thaten zu überwinden, so wenig befriedigt uns der weitere Zweck, der ihm für diese Thaten vorzuschweben scheint. Ich hatte schon an anderem Orte anzudeuten, daß unter den Rittern die für uns Nachlebende fast unverständliche Sitte aufgekommen war, sich in den Dienst einer Herrin zu stellen, als deren Vasallen sie sich nicht etwa nur im Sinne eines poetischen Bildes, sondern beinahe eines lehnsrechtlichen Verhältnisses betrachteten. Der Erhöhung ihres Ruhmes sollten gemeinhin die ritterlichen Thaten dienen, die ihre Laune für gut fand, ihrem Getreuen zu gebieten. Worin aber konnten diese bestehen? Es mochte wohl zu Zeiten vorkommen, daß eine Dame ihren Ritter veranlaßte, ihr zu Ehren eine nützlichere oder ernstere Aufgabe zu erfüllen, etwa eine Kreuzfahrt mitzumachen, aber was blieb, da sich doch Fehden oder Kriege um solch' nichtiger und phantastischer Ursach willen nicht wohl vom Laune brechen ließen, außerdem noch übrig als das in seiner ewigen Wiederholung wenig manneswürdige sinnlose Aufsuchen und Bestehen ritterlicher Waffenspiele. In der Winsbokin lesen wir, wie die eitle Mutter ihrem Töchterchen die frohe Aussicht eröffnet, dereinst zu seiner Huldigung einen Wald von Speeren zerbrochen zu sehen.

Leider scheint nun eben auch unserm wackeren Winsboko dieser ebenso thörichte als modische Zweck der „Frauenritter“ vorzuschweben. Spricht er sich auch nicht klar darüber aus, wie denn mehrfach die allzu abstrakte Fassung seiner Sätze in Vieldeutigkeit ausartet, so glaube ich doch, daß seine für den kriegerischen Ernstfall gewiß wenig angebrachte Mahnung, den Mut durch das Gedenken schöner Frauen zu beseuern, diese Erklärung ebenso nahelegt wie seine ausschließliche Bezugnahme auf den Lanzenkampf. Dieser galt nämlich für den eleganten Frauenritter als der allein geziemende. Den Schwertkampf bevorzugten auf dem Turnierplatze nur die um der Beute willen kämpfenden ritterlichen Spekulant. Im Felde dagegen dürfte der Schwertkampf in der Regel von größerer Bedeutung gewesen sein als der einleitende Lanzenkampf, und es steht daher zu vermuten, daß der Dichter auf ihn allein oder doch wenigstens mit auf ihn angespielt haben würde, wenn er den wirklichen Kriegsfall im Sinne gehabt hätte.

Nun kannte aber die Ritterschaft, wie ich schon andeutete, denn doch noch höhere Zwecke ihres Waffenlebens als solche wunderliche Ehrung der Frauen, und sie sind es recht eigentlich, die ihr den idealen Nimbus gaben, in dem sie in der Dichtung der Mit- und Nachwelt erscheint. Wenn in der alten Heldenpoesie die Recken vielfach ausziehen in den Kampf, bloß

um zu kämpfen und den wollüstigen Reiz persönlicher Gefahr zu genießen, so ersetzte die Ritterdichtung diesen Antriebe durch die grenzenlose Sucht nach Ruhm und Ehre oder durch das edlere Verlangen, Verlassene und Bedrängte zu schützen. Schon diesen allerdings wohl mehr in der Dichtung als im Leben vertretenen Motiven gegenüber erscheint das Wunsbefe als das durchaus minderwertige. Wo aber bleiben vollends die Zwecke, auf die die übliche Form des Ritterschwurs verpflichtete, nämlich dem Kaiser zu gehoramen und die Kirche zu schützen! Daß sie die weitesten Kreise des Rittertums beherrschten, das bezeugen zahllose Kämpfe der Geschichte, die sie im Dienst kaiserlicher oder kirchlicher Interessen ausfochten. Auch in der Poesie jener Zeit kommen diese Gesinnungen vielfach zu herzerfreuendem Ausdruck. In einer wahrhaft großartigen dramatischen Phantasie vertritt der ungenannte Dichter des Antichrist den Gedanken des großen Rainald, den anfänglich auch sein kaiserlicher Herr teilte, den Gedanken, daß der Welt das Heil nur vom Kaiser komme, vor dem sich auch die geistliche Gewalt bescheiden zu neigen habe. Wenn ferner Freidank zwar einige respektwidrige Auslassungen gegen das weltliche Oberhaupt der Christenheit nicht scheut, so wenig wie gegen das geistliche, so bekunden doch seine Schilderungen von der immer traurigeren Gestaltung der öffentlichen Zustände politischen Sinn und patriotischen Kummer. Und wie tief ist vollends das vaterländische Gefühl Walthers! Wie treu und mannhaft sein publizistisches Wirken für Kaiser und Reich! Ebensovienig vermiffen wir bei seinem Schüler Reinmar von Zweter die manneswürdige Teilnahme am öffentlichen Leben, wie ferner auch andere mittelalterliche Dichter von der zu Treue und Gehorsam verpflichtenden göttlichen Sendung des Kaisertums durchdrungen sind. Friedrich von Hausen aber entscheidet seinen Zweifel, ob er daheim in holden Liebesbanden bleiben oder im Dienste des Kreuzes, also der Kirche, mit hinausziehen solle über See zur Wiedereroberung des heiligen Grabes, im Gedicht wie im Leben zu Gunsten des letzteren Falles. — Nun durften wir freilich unsere Auslegung der fraglichen Stelle beim Wunsbefe, die ihn zu einem gewöhnlichen Frauenritter erniedrigt, wohl als wahrscheinlich, aber nicht als zweifellos sicher hinstellen; indes selbst wenn sie fehlgreifen sollte, so rettet ihn das nicht vor dem Vorwurf, daß er im Unterschied zu den eben genannten Männern sich der politischen Aufgaben und Pflichten des Rittertums nur wenig lebhaft bewußt war. Eben sein Schweigen darüber begründet ihn.

Mit dieser einseitigen Bevorzugung des Turnierlebens, wie wir sie — immer mit dem gemachten Vorbehalt — Wunsbefe glauben zuschreiben zu sollen, bedrohte er übrigens, ohne es zu wissen oder zu ahnen, zugleich die Zukunft seines eigenen Standes. Wie G. Freytag ausführt, hatte nämlich die Rücksicht auf die Erfordernisse des Turnierkampfes die

Jungebrauchnahme immer schwererer Schutz- und Trugwaffen zur Folge, und diese hinwieder trugen ein gut Teil Schuld an den vernichtenden Niederlagen, die die ritterlichen Heere in den folgenden Jahrhunderten durch die leichter gerüsteten und deshalb beweglicheren Volkshere erlitten.

War die Tapferkeit eine Tugend, die vornehmlich den männlichen Teil der ritterlichen Gesellschaft auszeichnete, so zierte die Treue gleicherweise Mann und Frau. Auch inhaltlich gilt sie als die umfassendste Tugend. Wenn neuere Ethiker alle Tugenden auf eine einzige, die Liebe, zurückführen, so fühlte schon das Mittelalter diese wesentliche Einheit heraus, nur daß man die Königin der Tugenden in der Treue erkannte. Wilsbeks, sehen wir, ist ein zu guter Dichter, um das Bedürfnis zu haben, strenger zu systematisieren. Aber wir können auch hier wieder gruppieren und mehrere Einzelheiten, die er über sein Gedicht verstreut, ohne Zwang dieser allgemeinen Tugend unterordnen. Diese selbst legt er seinem Sohne zweimal ans Herz, einmal in positiver Form, das andere Mal in Form einer Abmahnung von der Untreue, wobei er an das abschreckende Beispiel des Judas und an das Schriftwort erinnert, das der Untreue die Hölle verheißt, wie sie schon das irdische Leben vergifte.

Keine Tugend ist im Mittelalter bei uns mehr gepriesen worden als die Treue. Und sie galt schon damals als das edelste Erbe, das unserm Volke aus seinen ältesten Zeiten überkommen war. Im Volksgefang wie in der Kunstpoesie erstrahlt sie im hellsten Glanze. Die tiefstinnigste Dichtung unserer mittelalterlichen Literatur, der Parzival, charakterisiert sie gleich im Eingang als die beste Führerin durchs Leben, und im Nibelungen- und Gudrunlied, um anderes zu übergehen, bilden Treue und Untreue die Kernmotive, aus denen die Verwicklungen und Lösungen hervorgehen. Ich stelle noch einige andere Belege ihrer Wertschätzung aufs Geratewohl zusammen. Die mittelalterlichen Dichter liebten es, sittliche Eigenschaften zu personifizieren, sie sprechen von Frau Minne, Frau Zucht, Frau Wahrheit, Frau Ehre u. s. w. So fehlt denn in diesem edlen Reigen auch die Frau Treue nicht. Sie erscheint, ohne freilich immer den Grund dieser symbolischen Verwandtschaften deutlich erkennen zu lassen, als die Schwester oder Begleiterin der wahren Minne, der Bescheidenheit und Barmherzigkeit, als die Mutter des Glaubens, die Gespielin der Ehre u. s. f. Umgekehrt ist die Untreue mit dem Haß und der Lüge verbündet und die Ratgeberin der Habsucht. Der Treue wird der Himmel verheißen, in den Nibelungen selbst dann, wenn sie sich mit schwerer Mordthat befleckt hat. In der Wilsbeken heißt es, sie sei von Christus allererst in die Welt gebracht worden, und andere Dichtungen wieder sehen in ihr das eigentliche Wesen Gottes, während der Teufel als Typus gerade der Untreue gilt. Auch in einer Fülle zum Teil recht sonderbarer Vergleiche aus der Tier- und Sagenwelt ergeht sich die

dichterische Phantasie, um die Tugend aller Tugenden gebührend zu feiern. Dem einen ist sie hart wie der Diamant und reißt wie das Gold, einem anderen ein Ehrenkleid, das besser schmückt als jedes noch so reiche Prachtgewand, einem dritten ein Schild, der vor aller Anfechtung beschirme, wieder einem anderen eine für alle Ungetreuen unzulängliche Kammer der Tugendburg, die die Seligkeit mit dem Pinsel der Ehre male, einem fünften neben anderen Tugenden gar ein Pigment einer heilkräftigen Latwerge u. s. f. Walthar aber will, daß sie fest und gerade sei wie ein Schaft. Als ihr tierisches Symbol dient der Hund, bei einem Dichter in seltsam ausgeklügelter Symbolik auch das farbenwechselnde Chamäleon.

Von jeher aber lag die Treue im Streit mit der Untreue, und in der Zeit, von der hier die Rede, war sie zusehends im Weichen begriffen. Ein Dichter läßt sie zu Gott klagen, daß ihre Feindin Könige und Fürsten zu ihrem Gefolge zähle und sie aus der Thüre des Hauses stoße. Und wenn Walthar und Freidank den tiefsten Grund für den Verfall der Reichszustände aufzeigen wollen, so klagen sie über das Hinschwinden der alten Treue, während sie umgekehrt dieses wieder von der Schwächung der kaiserlichen Autorität und der strafenden Gerechtigkeit mit verursacht sehen. So hatte denn Winsbefe bei der althergebrachten Wertschätzung und nunmehrigen Abnahme der Treue doppelte Veranlassung, sie seinem Sohne einzuschärfen.

Im besonderen, so wünscht er, solle er wahrhaft sein, alles Scheinwesen selber meiden und an anderen verachten. Ähnlich begehrt die Mutter in der Winsbefin von ihrer Tochter, ihre Worte immer auch zu bewahren in ihren Werken. Ebenso geißeln Walthar wie Freidank mit scharfen Worten alles heuchlerische Gebahren.

Treue aber hieß in der älteren Sprache soviel wie Vertrag, Versprechen, demnach ist Treue halten gleich Wort halten, und in diesem engeren Sinne wird sie von Winsbefe noch besonders betont. Wieder hätte er auf die gute alte Zeit hinzeigen können, wie der Zeichner, der zu erzählen weiß, es sei ehemals Brauch gewesen, Burgen und Lande auf ein bloßes Versprechen hin zu versetzen, ohne dabei von irgend einer Seite Widerspruch zu erfahren. In der Sage von Creseentia, von der die Kaiserchronik berichtet, und in der Legende vom heiligen Oswald bildet dieses Festhalten an einem einmal gegebenen Wort den anziehenden Grundgedanken. Einen recht kräftigen Ausdruck für diese Verpflichtung findet Garwein im Parzival, wenn er einem liebreizenden Fräulein trotz aller Empfänglichkeit für ihre verführerische Lockungen den von ihr flehentlich erbetenen Wortbruchweigert mit dem Ausruf, er sei ja tot, wenn er ihn begehe.

Wie in den besprochenen Fällen nach der Betonung eines inneren

Merkmals, so wandelt sich die Treue auch nach den verschiedenen Lebensverhältnissen, auf die sie Anwendung findet, zu besonderen Formen ab. Winsbefe preist die Freundestreue, die sich durch keine Zwischenträgereien und Verleumdungen beirren läßt, selbst nicht, wie wir wohl in seinem Sinne hinzufügen dürfen, durch das Unglück, wodurch Freidank so viele oberflächliche Freundschaften zerrissen sieht. Damit will sich freilich nicht recht seine oben erwähnte Geneigtheit vertragen, eine ungewünschte Zurechtweisung des Freundes, die unter Umständen gerade Pflicht wahrer Freundschaft werden kann, gleich verwerfliche und dem Ratgeber selbst leicht schadenbringende Aufdringlichkeit zu nennen.

Die Freundschaft stand wie zu allen Zeiten so auch im Mittelalter in hohem Wert: Freidank vertraut:

Gewisse friunt versuoctiu swert

Sint ze noeten goldes wert.

Ja, er hält die selbstgeknüpften Bande der Freundesliebe für zuverlässiger als die natürlichen des Bluts, eine Ansicht, die er wie so manche andere wieder mit seinem geistigen Zwillingsbruder Walthar teilt. Auch die Sage und erzählende Dichtung haben mehrfach die Freundschaft verherrlicht, so in der Person des Amelius, der zur Rettung seines Freundes die eignen Kinder opfert, und besonders ergreifend in den beiden Helden Hagen und Volker, die fest zusammen halten im Leben wie im Sterben.

Aber Rüdiger zieht, als er sich vor die furchtbar tragische Notwendigkeit gestellt sah zu wählen, die Mannentreue der Freundestreue vor. Und wie er, so dachte im allgemeinen das ganze Mittelalter. Diese Vasallentreue, die wir wiederum schon bei Tacitus gerühmt finden, war recht eigentlich das moralische Fundament des ganzen mittelalterlichen Staatswesens. Wenn wir heute den Staat oder das Vaterland als solche lieben, so dachten die Menschen jenes naiveren Zeitalters weniger abstrakt und zogen ein lebendigeres wechselseitiges Treuverhältnis vor, unmittelbar von Person zu Person, des Herren zu seinen Mannen und der Mannen zu ihren Herren. Die Lehnstreue aber beruhte in ungleich höherem Grade als das pflichtmäßige Verhalten moderner Unterthanen, das der Staat bei seinen Machtmitteln jederzeit und ohne empfindliche Störung seiner selbst erzwingen kann, auf freiem guten Willen, sofern der Lehnsherr zur zwangsweisen Durchsetzung seiner Ansprüche in der Regel keine weiteren Mittel zur Verfügung hatte, als diejenigen ihm gewährten, an die er eben jene Ansprüche stellte. Desto wichtiger war es, daß der freie gute Wille auch wirklich vorhanden war. Jeder Fall von Lehnuntreue konnte leicht Fehde oder Krieg nach sich ziehen, und so in engerem oder weiterem Kreise die schädlichsten Wirkungen hervorrufen. Hatte also das lebhafteste Bewußtsein dieser Pflicht den mittelalterlichen Staatsbau geschaffen und seither er-

halten, so begreift es sich, daß die Dichtung als die Hüterin edler Gesinnung und gute Kennerin der nationalen Lebensbedürfnisse gern diese Pflicht in Erinnerung brachte und sich in Ausmalung herrlicher Muster gefiel. Ich verweise nur auf die herrlichsten, auf Rüdiger, Hagen und Berchtung in der Wolsfdietrichsage. Muß es nun nicht in hohem Grade befremdlich erscheinen, daß in unserem ritterlichen Tugendspiegel gerade diese wichtigste Form der Treue ganz übergangen wird? Und wenn wir weiter daran denken, daß es vor allem darauf ankam, sie dem obersten Lehnsherrn, dem König, zu halten, so dürfen wir auch hier unsere oben aufgestellte Behauptung bestätigt sehen, daß unserm Dichter eine sonderliche Hingebung für Kaiser und Reich nicht nachgerühmt werden kann. Alles, was er überhaupt in dieser Richtung sagt, beschränkt sich auf die Warnung, um Himmelswillen keinen Anlaß zu der schreckenvollen und — einmal verhängt — unabwendbaren Strafe der Achtung zu geben — gewiß eine mehr als kümmerliche Leistung.

Weit und dehnbar, wie er ist, geht der Begriff der Treue oft geradezu in den der Nächstenliebe über, z. B. wenn die um ihren toten Geliebten jammernde Sigune dem jungen Perzival wegen seines Mitleids Treue nachrühmt. Diesem christlichen Gebot, das dem andern gleich ist, Gott zu fürchten und zu lieben, will auch Winsbefe zunächst insoweit genügt wissen, als er dazu ermahnt, nicht bloß höflich und zuvorkommend zu sein, sondern allem lieblosen Spott, der dem fressenden Roste gleich Güte, Friede und Freude in unsern Herzen dauernd zerstöre, zu entsagen und gegen niemanden Haß und Neid zu hegen. Aber das Wohlwollen soll sich auch positiv in der Milderung fremden Unglücks und der Förderung fremden Glücks bethätigen. Wir wissen, daß der König wie der einfache Ritter bei Empfang ihrer Würden feierlich gelobten, Witwen und Waisen wie überhaupt alle Hilfsbedürftigen in ihren besonderen Schutz zu nehmen. Der Erfüllung dieser Ritterpflicht liegen die Helden im höfischen Epos mit besonderem Eifer ob. So dringt auch Winsbefe in seinen Sohn, sich die unendliche Barmherzigkeit Gottes für seine eigne Lebensführung zum Vorbild zu nehmen. Dagegen beschränkt er sich darauf, nur Großmut gegen die Feinde zu fordern, wie es auch Walthar zu seinem Schmerze nicht gelingen will, die schwerste aller Christenpflichten, die Feindesliebe, zu üben. Möglichst schonende Behandlung des überwundenen Gegners genügt auch den Ansprüchen Gurnemans im Parzival. War sie nur, so zu sagen, eine Abschlagszahlung auf die weitergehende, aber im Grunde unerfüllbare Forderung des Christentums, so war es doch gegenüber der altvererbten Neigung unserer Vorfahren, den Feind ebenso gründlich zu hassen wie den Freund zu lieben, der Kirche erst spät gelungen, dieser milderen Gesinnung in der vornehmen Laienwelt Bahn zu brechen. Scherer sieht ihre frühesten Spuren im Ruodlieb, dem litterarischen Erstling

des ritterlichen Geistes, der die oben erwähnte Mahnung: sei ein Löwe im Kampf! durch den bedeutsamen Zusatz: aber ein Lamm in der Rache! ergänzt. Derselbe Schriftsteller sucht übrigens neben dem Christentum noch nach einem anderen Entstehungsgrunde dieser milderen Gesittung und findet ihn in dem aufkommenden Regiment der Frauen.

Noch eine Form der Treue kennt Winsbefe, die Treue gegen sich selbst, die Tugend der Konsequenz, für die das Mittelalter noch den besonderen Namen der *stete* hatte. Will man sie in diesem ihrem ursprünglichen Sinne verkörpert sehen, so erinnere man sich der wie aus Erz gegossenen Figur Hagens, der sich von Anfang bis zu Ende unerschütterlich treu bleibt im Lieben wie im Hassen. Meist aber dachte man wohl in diesen ihren zunächst rein formellen Begriff auch das materiell Sittliche mit eingeschlossen, so daß sie soviel bedeuten würde wie Beharrlichkeit im Guten oder sittlicher Charakter. In diesem erweiterten Sinne wird sie nach dem ganzen Zusammenhang auch von unsern beiden Gedichten verstanden. Und wenn Winsbefe sie nur einmal, noch dazu ohne sonderlichen Nachdruck anführt, so liegt sie doch stillschweigends schon in der kategorischen, alles Wanken und Schwanken ausschließenden Fassung seiner Sittenlehren ausgedrückt. Sie bildet das Grundmotiv der größten höfischen Dichtung, des *Parzival*, sofern der Dichter seinen Helden wohl zeitweilig durch Schwanken und Zweifel hindurchführt, aber nur damit er dann um so unbeirrbarer seinem erhabenen Ziele nachstrebe und es glücklich erreiche. Dieselbe Tugend hat bald nach Winsbefe in bewußter Erneuerung sokratischer Ideen Thomasin zum Mittelpunkt seines langausgesponnenen Lehrgedichts gemacht in der Ueberzeugung, daß seine Zeit, die auf so vielen Gebieten, in Religion, Politik, Ethik und Ästhetik zwischen alten und neuen Anschauungen hin und her schwankte, in ihrer leidenschaftlichen Unruhe dieses Wegweisers am meisten bedürfe.

Die nächste Schwester der Treue ist die Milde, die im Sinne des Mittelalters vorwiegend in engerem Sinne als Freigebigkeit zu verstehen ist. Vergewärtigen wir uns, daß sich seit den mehr kommunistischen Verhältnissen unsrer Urgeschichte längst die größten Ungleichheiten im Besitz ausgebildet hatten und andererseits bei der noch durchaus vorherrschenden Naturalwirtschaft Erwerbsgelegenheiten für die Nichtbesitzenden nur spärlich gegeben waren, daß ferner die Armen- und Krankenpflege, soweit überhaupt von ihrer Organisation in jener Zeit die Rede sein kann, nicht wie heute leistungsfähigen staatlichen Verbänden, sondern ausschließlich der Kirche zufiel, die jedoch trotz aller auf diesem Gebiet bewährten Aufopferung nur Unzulängliches leisten konnte und überdies wohl ganz überwiegend die niederen Klassen berücksichtigte, so haben wir einige Gründe angedeutet, warum die private Wohlthätigkeit ein viel dringenderes Bedürfnis war als in unseren Zeiten. So beschränkten sich die Erwerbsmöglichkeiten

besitzloser Ritter, wofern er redlich und anständig genug blieb, um nicht aus dem Stegreif zu leben, auf Beuteanteil und Handgeld in Fehde und Krieg und in friedlichen Zeiten auf die Gewinne, die er, wenn er sein Handwerk verstand und das Glück ihm hold war, in den überhäufigen Waffenspielen davontrug; das war alles und ergab im allgemeinen wohl nur eine sehr kümmerliche Lebensfristung. Somit lag, wie schon ein zeitgenössischer Dichter, Werner von Elmendorf, erkannte, in den gesamten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen einfach die Notwendigkeit, sich an die Mildherzigkeit reicherer Standesgenossen um Gewährung von Obdach, Kleidung, Verpflegung zu wenden, und eben diese Notwendigkeit nahm der bettelnden Vagabondage auch das Entwürdigende, das sonst damit verbunden ist, sowohl objektiv angesehen wie für das eigne Gefühl des Empfängers. Ein Spruch weiß zu erzählen, Kaiser Heinrich I. habe bestimmt, in welchem abgestuften Maße die einzelnen Stände zur Ausübung der Mildthätigkeit verpflichtet seien, — ein geschichtliches Märchen zwar, aber ein charakteristisches. Hiernach werden also die milden Gaben etwa wie Steuern aufgefaßt: mit dieser Zurückführung auf gesetzlichen Zwang aber nimmt der Dichter ihnen vollends alles Erniedrigende für den Empfänger. So wird uns die völlige Ungeniertheit verständlich, mit der die ehrliebendsten Ritter in ihrer Armut Gaben heischten und annahmen. Eben diese unbegüterten Standesgenossen hatte, nach dem Wortlaut zu schließen, Winsbefe vornehmlich im Auge, als er seinem Sohn Gastlichkeit und Almosen empfahl.

Diesen hier angedeuteten Verhältnissen entsprechend scheint nach den litterarischen Quellen die Freigebigkeit in der Ritterzeit thatsächlich in weitestem Umfange geübt worden zu sein, und keine Tugend gab es, die unserm Volke besser an großen und reichen Herren gefallen hätte. Sie fehlt wohl keinem Helden, den die Sage unter ihre Lieblinge aufgenommen hat. Alexander wie Karl der Große, Artus wie Rüdiger von Bechlenen — alle huldigen dem schönen Grundsatz Freidanks:

Geben tout dem milten baz Dan enphāhen; wizzet daz.

So stellt auch der volkstümliche Sānger des Heliand seinen Christus als milden Herrscher dar, der Gaben verteilend von Land zu Land zieht, nur daß es nicht irdische, sondern ewige sind. — Ich erwähnte ferner schon bei anderem Anlaß, daß das Mittelalter gerne einen symbolischen Ausdruck für seine Lieblingsbegriffe suchte. Es versteht sich also, daß unter seinen hehren allegorischen Frauengestalten auch die Frau Milde nicht fehlt. Ebenso schwelgt die Phantasie wieder wie bei der Treue in zahllosen, oft überkühnen Vergleichen, um ihr Wesen und ihre Segnungen zu preisen. Äußerungen wie diese: eine gebende Hand erfreue wie süßer Maienregen, oder auch der dem Saladin zugeschriebene Spruch, Königs- hände müßten durchlöchert sein, waren gewiß aus aller Sinne gesprochen,

wenn sie auch nicht immer praktisch befolgt wurden. Beliebt war der Vergleich milder Fürsten mit dem königlichen Adler, den man sich mit der Tugend der Freigebigkeit ausgestattet dachte. So legt Walther seinem königlichen Herrn des Löwen Kraft und des Adlers Tugend bei, in deren gemeinsamem Besitz er unwiderstehlich die Heidenchaft niederwerfen werde.

Genug, wenn wir aus diesen wenigen, aber leicht vermehrbaren Angaben ersehen, wie hoch die Zeitgenossen unsres Winsbefe diese Tugend ehrten, so überrascht uns auch nicht mehr der besonders feierliche und dringende Ton, in dem er selbst davon spricht. Seit er sein väterliches Erbe übernommen, sei er nicht lässig geworden in der Erfüllung dieser Pflicht, die ihm weit und breit Ehre und Ansehen gebracht und Gottes Segen zugezogen habe. Und jetzt, wo er sein Haus bestelle, kenne er keinen größeren Wunsch als den, diese häusere, die zu den höchsten Tugenden zähle, auf den einzigen Sohn zu vererben, diesem zum Ruhme und Heil und sich selbst zu ehrenvollem Gedächtnis. Ja, wenn er sonst darauf bringe, ein guter Haushalter zu sein, gleich weit entfernt von Geiz und Verschwendung, so scheint er, wenn ich seine Worte recht verstehe, dieser Tugend überhaupt keine Schranke ziehen zu wollen, ob sie auch mit den Zinsen das Kapital selber verzehrte.

Aber das Geben allein thut nicht; es kommt auch darauf an, wie man giebt. Nur dann, meint er, wenn der Geber selbst über seine Gabe sichtlich Freude empfinde, beglücke sie auch den Nehmer. Natürlich fehlte es nicht an solchen, die die Hände nur öffneten, um von den Leuten gesehen zu werden. Besonders oft mag dies egoistische Motiv bei der Besenkung der fahrenden Säger geherrscht haben, die auf ihren weiten Fahrten durch das Land viel Gelegenheit hatten, in ihren Lob- und Scheltgedichten — eine Gattung, die sie, allerdings durch ihre große Bedürftigkeit entschuldigt, bis zum Ueberdruß pflegten — das Ansehen ihrer freundwilligen oder spröden Wirte merklich zu schädigen oder zu fördern. Selbst König Philipp muß von Walther den Vorwurf hinnehmen, daß er nur mürrischen Sinnes gebe; ebenso haben nachmals die fahrenden Säger Rudolf von Habsburg wegen seiner Unmilde, gleichviel ob sie durch die Dürftigkeit seiner Mittel erklärt und entschuldigt war, üble Nachrede bereitet.

Wenden wir uns nun zu einer kurzen Betrachtung des höfischen Frauenideals, wie es in der Winsbefin, allerdings dürftig genug, gezeichnet wird, so gelten alle die genannten Tugenden *mutatis mutandis* auch von ihm. Aber es zeigt noch besondere Züge. Wenn ein neuerer Dichter gesagt hat, die Frau habe vor allem die Pflicht, schön zu sein, so wußte auch das Mittelalter die unfreiwillige Erfüllung dieser Pflicht vollauf zu würdigen. Das höfische Epos kennt wohl nur schöne Frauen, und mit Behagen ersehen wir aus einer litterarischen Blütenlese über die einzelnen Erfordernisse weiblicher Schönheit, wie sie A. Schults in einer besonderen

Schrift zusammengestellt hat, über welches Kennerauge die ritterliche Herrenwelt dieser Zeit verfügte. Auch die Mutter in der Wilsbekin weidet sich in verzeihlichem Stolz an der maifrischen Schönheit ihres jungen Töchterchens. Aber als ein noch liebenswerterer Schmuck erscheint ihr Sittsamkeit und Keuschheit. Wenigstens versichert sie es einen Augenblick, in Wahrheit denkt sie jedoch nichts weniger als rigoros. Vielmehr will sie im weiteren Fortgang des Gesprächs nichts von der nonnenhaften Sprödigkeit ihrer Tochter wissen, die indes auch nichts weiter ist als zur Schau getragene konventionelle Verbildung und Ziererei. Zwar behauptet sie, keinen höheren Wunsch zu haben, als die Erhaltung ihrer jungfräulichen Tugend, und setzt der mütterlichen Zumutung, zu lieben und froh zu sein wie andre Geschlechts- und Standesgenossinnen auch, in leidenschaftlicher Erhitzung den Wunsch entgegen, eine Art Frauenverschwörung gegen alle verführerischen, zuchtlosen Männer inszeniert zu sehen. Als aber die Mutter ihr auseinanderlegt, daß Liebe und Frohsinn sich sehr wohl mit Zucht und Ehre vertragen, und daß es nicht einmal dem weisen König Salomo gegeben gewesen sei, sich der allgewaltigen Minne zu erwehren, da besinnt sie sich schnell eines Besseren und wünscht fortan zum Hofgesinde der hochgelobten Herzensbezwingerin zu gehören. Ebenso affektiert klingen ihre Fragen, was unstete Blicke seien und warum man sie meiden solle, wo ferner die Minne wohne, ob in der Luft oder auf Erden, während uns die mütterlichen Forderungen weiblicher Herzensgüte, maßvoller und charakterfester Haltung sowie der Enthaltung von Neid und Eifersucht, der alten Lieblingsschwäche der Frauen, wieder auf den Boden verständiger und verständlicher Sittlichkeit zurückführen. Gerade der weiblichen Sittsamkeit und Treue mißtraute das Sprichwort, das die Tochter einmal anführt: wip hant kurzen muot, dā bi doch ein vil langes hār, und mancher ritterliche Ehegatte oder Vater hatte traurige Veranlassung, dasselbe zu thun. Aus solchem Argwohn entsprang die seltsame Einrichtung der „Hut“, die seit den Kreuzzügen mit dem Rittertum aufkam. Fortan schickte es sich nicht mehr für die vornehmen Frauen, allein auszugehen und überhaupt sich selbst überlassen zu bleiben. Sie verfielen einer ähnlichen Überwachung wie die Damen des Orients, wie denn Kaiser Friedrich II. keinen Anstand nahm, sogar Eunuchen diese Tugendwacht an seinem Hofe anzuvertrauen. Natürlich erfreuten sich diese Hüter und Wächter, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, im allgemeinen kaum großer Erfolge, da die Liebe raffinierter zu sein pflegt als alle Spionage. Auch unser Gedicht spricht der Einrichtung allen Sinn und Zweck ab und klagt zugleich über die Unzuträglichkeiten, die damit für den Wächter wie für den Bewachten verbunden seien.

Unsere letzte Betrachtung beschäftigt sich nun mit dem eigenartigen Frauendienst.

In der Winsbekin wird die Liebe als ein überirdisches, von außen einwirkendes Wesen gedacht, dessen zauberischer Macht sich niemand entziehen könne, und hätte er den stärksten Willen und bedrohte ihn die Rache seines Fürsten. Wer ihr aber erliegt, der hat nicht Ruh bei Tag und Nacht, und in ewigem Wechsel bestürmen ihn streitende Gefühle. Doch sie wühlt nicht bloß die innersten Tiefen des Herzens auf, sie sittigt und veredelt auch das äußere und innere Leben. Allerdings nur die echte Liebe, die als treue Gemeinschaft in aller Freude und aller Trübsal gedacht, nicht aber an die Form der Ehe gebunden wird. Alle Hoffart und Standesüberhebung schwindet bei ihrer Einklehr aus dem Herzen, ja diese wollen schon vorher gereinigt sein, damit sie überhaupt darin Wohnung nehme. — Wenn sonach in der Winsbekin der Austausch wechselseitiger Segenswirkungen zwischen beiden Geschlechtern gepriesen wird, so hält sich Winsbefe mehr nur an den erhebenden und beseligenden Einfluß der Frauen. Sie erscheinen ihm im Schmuck der reichsten Tugendkrone, sie brechen alle Sorgen, heilen jede Wunde, schenken die schönsten Freuden des Lebens, erhöhen den Mut, verfeinern die Sitten und adeln die Gesinnung; der Segen guter Frauen dünkt ihm wertvoller als ein ganzes Land. Man sieht, aus diesen Versen taucht ein ähnlicher Frauentypus auf, wie ihn Jahrhunderte später Goethe in seiner segensbringenden, alle irdischen Gebrechen sühnenden Iphigenie verkörperte, und unschwer errät sich die Quelle, aus der der mittelalterliche Dichter schöpfte, in dem allverbreiteten Kult der hochgebenedeiten Maria. Tiefer dringend sucht er auch eine Art metaphysische Erklärung dieses wunderbaren und heilsamen Zaubers, der das Weib umgiebt, und findet ihn in seinem natürlichen Beruf zur Mutterschaft, der mit ehrfürchtiger Scheu erfüllen muß.

Ich versuche diesen begeisterten Hymnus auf die Liebe und die Frauen ein wenig in das Licht der allgemeinen Zeitanschauung zu rücken.

Wenn unsre Vorfahren zur Zeit des Tacitus die Frau längst aus ihrer ursprünglichen sklavenartigen Stellung emporgehoben hatten, ja wenn ihnen schon das Verständnis ihrer geistigen Vorzüge aufgedämmert war, so stand sie doch im gesellschaftlichen Leben, um von ihrer rechtlichen Stellung ganz zu schweigen, noch lange Jahrhunderte hinter dem Manne zurück. Hierin trat ein durchgreifender Wandel erst ein mit dem Emporkommen des Rittertums. Wir sahen schon, wie mächtig durch die Kreuzzüge das ganze Leben und Empfinden dieser Kreise gehoben wurde. Wie jetzt erst das Christentum tiefere Wurzeln schlug in den weicher gewordenen Herzen, so trat die Frau fortan herrschend in den Mittelpunkt des geselligen Lebens, und zahlreiche Dichter wetteiferten, die Fülle ungewohnter zarter Gefühle, die nun mit seltsamer Plötzlichkeit erwachten, auszusprechen und eben durch diese Aussprache noch zu vertiefen. Ich finde,

daß niemand eindringender und überzeugender über diese räthselhafte Erscheinung in der Seelengeschichte unseres Volkes geurtheilt hat als Gervinus. Auch er erklärt nicht das Unerklärliche; aber er bringt es unserm nachfühlenden Verständnis näher, wenn er die wunderlichen Gährungen individuellen Seelenlebens beim Eintritt der Pubertät zum Vergleich heranzieht. Wie ein im Gefühl erster Liebe schwärmender Jüngling ängstlich darauf bedacht ist, sich in seiner äußeren Erscheinung möglichst vorteilhaft darzustellen, wie er in launenhaftem Stimmungswechsel bald in weichlicher Träumerei sich in sich selbst verschließt, bald in stürmischer Begehrlichkeit nach außen drängt, so mischte sich in jener Ritterzeit die Sehnsucht nach Glanz und Schmuck des äußeren Lebens mit phantastischem Wollen und dann wieder mit inniger Selbstversenkung in die Tiefen des Gemüths, wo die Religiosität und die Liebe wurzeln. Die Frauen wurden mit ganz anderen Augen angesehen: man lernte ihr eigenartiges Wesen inniger beobachten, verstehen, würdigen. Noch ein anderes Motiv wirkte mit, auf das der sinnige G. Freytag hinweist. Von jeher war es dem Deutschen Bedürfnis, sich in freier Hingabe an einen Herrn anzuschließen; wie sich in grauer Vorzeit reifige Scharen einem Führer durch freiwilligen Treuschwur unterstellten, wie sich später die ersten Christen gern als Mannen ihres göttlichen Heerkönigs betrachteten, wie sich dann über ganz Deutschland hin im Unterschied zu dem antiken Verhältnis des Menschen zum Staat die auf gegenseitiger persönlicher Treue beruhenden Lehnsformen ausbildeten, so suchte das alte Bedürfnis sich jetzt ein neues Befriedigungsmittel in der Dienstbarkeit zu einer erwählten Frau. Wir können diesen Umschwung, der sich in der geselligen Stellung der beiden Geschlechter in den vornehmen Kreisen vollzog, noch in den Spuren unsrer Dichtung verfolgen. Bei den älteren Minnesängern ist die Frau noch die Verbende, und die Tüchtigkeit des Mannes ist es, was ihr Verlangen weckt; hernach aber wirbt der Mann um die Anmut und Reinheit des Weibes. Seit im Ruodlieb zum ersten Mal diese Tonart angeschlagen wurde, ertönt ihm nun, gemischt mit ewigen Klagen über mangelnde Erhöhung, aus höfischer Sängers Munde ein tausendfaches Lob; aber das Lob ist im ganzen ziemlich einförmig, es gilt weniger der besonderen Geliebten als dem ganzen Geschlechte. Nur wenige Dichter wie Walther und Wolfram verstehen es, den vagen Huldigungen mehr persönliche Farbe zu geben. Insgemein machen die anderen es wie unsere beiden Didaktiker: weit entfernt, glühende Empfindungen zu haben und in leidenschaftlicher Unmittelbarkeit auszusprechen, reflektieren und konversieren sie; sie bewundern die Frau, deren Dienst sie sich weihen, mehr, als daß sie sie liebten. Und die Gründe der Bewunderung sind immer dieselben, die wir von Winsbeka und seinem Nachahmer hörten. Ihre Anmut und Heiterkeit, ihre Sinnigkeit und Sittsamkeit werden in immer neuen leichten

Variationen gepriesen, sowie ihr veredelnder und beglückender Einfluß auf den Mann. Der Vergleich mit Engeln, wie er uns bei Winsbefe begegnet, ist etwas Gewöhnliches, und auch jene Herleitung der Frauenverehrung aus der Mutterliebe ist nicht sein ausschließliches Eigentum. Ernsthafte Dichter dagegen, wie schon Werner von Elmendorf, dann Walthar, Wolfram, Reinmar von Zweter, Freidank und Thomasin machen diese modische Übertreibung nicht mit. Sie kennen noch einen höheren Lebensinhalt als schwärmende Liebe. Sie behalten auch offene Augen für weibliche Schwächen, loben und tadeln, wo es zu loben und zu tadeln giebt, während Winsbefe von keiner Kritik wissen will, da die wenigen Tugenden unter der Menge der Guten verschwinden. Wir sehen, er verhält sich gegen die Frauen genau so wie vorher gegen den Ritterstand und die Geistlichkeit, über deren unwürdige Mitglieder er gleichfalls schonenden Auges hinwegjah. Wenn wir den Angaben des Wartburgkrieges glauben dürfen, so hatte er einen ungefähren Gesinnungsgegnen an dem Landgrafen Hermann, der alle Jungfrauen um der jungfräulichen Gottesmutter willen geehrt wissen wollte, und noch zwei Jahrhunderte später tritt Muskatblut für die gleiche kritiklose Ehrenbezeugung ein.

Nun hatte aber dieser ganze überschwengliche Frauenkultus eine höchst bedenkliche Rehrseite, sofern er sich nicht im mindesten an die Formen band, die nach dem Ergebnis einer tausendjährigen Kulturentwicklung, insbesondere auch nach den Weisungen des Christentums im Verkehr der beiden Geschlechter die allein zulässigen sind, an die Form der Ehe oder einer reingeistigen Freundschaft. Auch Winsbefe respektiert, wie ich überzeuge bin, diese Schranken nicht. Denn der Versuch, seine hierhergehörigen Äußerungen auf die Gefühle zu beziehen, die man der Braut oder Gattin entgegenbringt, muß m. E. schon an der mangelnden Bezugnahme auf diese Eine, die andernfalls garnicht zu vermeiden war, scheitern, oder, um es positiv zu sagen, an dem mit einer einzigen Ausnahme immer wiederkehrenden Plural, in dem von den Frauen gesprochen wird. Freilich klingen fast alle Äußerungen auf den ersten oberflächlichen Eindruck hin ziemlich unverfänglich; selbst die Aufforderung, gute Weiber zu minnen, läßt sich zur Not im harmlosen Sinne erklären. Und doch glaube ich, müssen wir aus dem Ganzen heraushören, was im einzelnen glücklich verschwiegen wird. Denn die geistigen Einwirkungen, die dem Frauenverkehr der Männer zugesprochen werden, scheinen mir in solcher Fülle und Innerlichkeit nur möglich, wenn diese Beziehungen zugleich von dem Feuer sinnlicher Leidenschaft erwärmt werden. Vor allem aber, welche Veranlassung hatte der Vater, den Sohn zur ängstlichen Behütung seines Liebesgeheimnisses anzuhalten, wenn er dabei an die Ehe gedacht hätte. Und wie sinnlos, etwas geheim halten zu wollen, was jedermann erfuhr oder erfahren konnte!

Nicht anders verhält es sich nach meinem unmaßgeblichen Eindruck auch mit der Wunsbefin. Zwar muß unser sittliches Empfinden, wenn es schon an der Unterweisung des Sohnes von seiten des Vaters in einem zugleich sinnlich aufgefaßten Minnedienst Anstoß nimmt, noch viel peinlicher berührt werden, wenn gar eine Mutter ihrer jungfräulichen Tochter den Reiz freier Liebe ausmalt. Aber der Dichter litt nur an derselben Gefühlsverrenkung wie seine ganze Zeit! Daß aber die mütterliche Minnelehre in dem angegebenen Sinne zu deuten ist, davon wird sich vielleicht auch der Leser überzeugen, wenn er bei der Lectüre des betreffenden Abschnitts sich beständig die Frage vorlegt, ob Rede und Gegenrede der Mutter und Tochter so lauten könnten, wie sie lauten, wenn an die legitimen Verhältnisse des Brautstandes oder der Ehe gedacht worden wäre. Die Mutter verheißt ihrer Tochter, daß sie bei Aneignung gewisser Tugenden vielbegehrt sein oder, wie es mit bezeichnender Derbheit heißt, von vielen trefflichen Männern nahe bi uf ein strô gewünscht werden würde. Daß hier unmöglich der Gedanke an eine Ehe vorzuhause kann, ergiebt sich m. E. aus den Antworten der Tochter: sie hält jenen Wunsch für unschicklich und — durchgeführt — für unverträglich mit ihrer Ehre, sie äußert ihren Haß gegen die zuchtlosen, trügerischen Männer sowie ihren Abscheu gegen heimliche Liebelei; sie glaubt sich aber gefeit gegen alle lose Verführung und will lieber mit Riemen gebunden oder gar begraben sein, als sich von der Minne bezwingen lassen. Des weiteren stellt die Mutter zwei mögliche Fälle auf: entweder die Tochter bleibe keusch oder erliege dem Zwange der Liebe. Auch diese Unterscheidung ist unverständlich, wenn die Ehe gemeint wäre, in der denn doch wohl auch nach dem Sinne unseres Dichters beide Möglichkeiten zu Wirklichkeiten werden. Desgleichen haben ihre Äußerungen über die Allgewalt der Liebe, die sich nur mit dem besondern Beistand Gottes abwehren ließe, und über die Unverantwortlichkeit, die sie den Liebenden zuerkennt, eben weil sie einem übermächtigen Zwange unterlägen, doch nur dann einen faßbaren Sinn, wenn an freie Liebe gedacht ist. Und wenn die Tochter den Eindruck gewinnt, daß die Mutter wohl selbst in jungen Tagen die Macht der Liebe an sich erfahren habe, und von der letzteren dies in verblümter Wendung eingeräumt wird, so kann von beiden Seiten wieder nicht ihre gegenwärtige Ehe gemeint sein, da die Liebe, die zu diesem Bunde führte, von der Tochter wahrlich nicht erst umständlich erraten und von der Mutter nicht erst mit halbverstecktem Ausdruck zugegeben zu werden braucht: wir müßten denn dem Dichter die unglaubliche Geschmacklosigkeit unterstehen, er wolle damit andeuten, einst habe sie, die Mutter, ihren Ehegatten geliebt, nachher aber nicht mehr. Auch die Anspielung auf die Weisheit des Königs Salomo, die ihn gleichwohl nicht vor der Liebe geschützt habe, kann unmöglich in dem Sinne verstanden werden,

seine Weisheit sei an dem Eingehen einer Ehe geübet. Und was soll schließlich die ganze Einlage über die Gut und die sittliche Selbsthilfe, wenn nicht an unerlaubte Vertraulichkeiten gedacht wäre? — Ich glaube, diese Argumente — die übrigens, an Ort und Stelle nachgelesen, noch überzeugender wirken als in dem hier gegebenen Auszug — lassen sich nicht so leicht entkräften. Allerdings könnte man dieser Auffassung entgegenhalten, daß sich damit die weiteren Versicherungen der Mutter, wonach die „Minneschule“ nichts anderes anziehe als Tugend und Ehre, nicht in Einklang bringen ließen, da sie doch unmöglich alle gesunden sittlichen Anschauungen dermaßen habe auf den Kopf stellen können, um jene Prädikate auf die freie Liebe zu beziehen. Aber diese in der That widersprechenden Äußerungen sind kaum ernstlich gemeint, vielmehr wohl nur zur Beschwichtigung der aus affektiertem Zartgefühl sich ereifernden Tochter bestimmt. Ferner gebe ich zu bedenken, daß wir es offenbar mit einem recht mäßigen Dichter zu thun haben, dem es wohl auf einige Unklarheiten und Widersprüche nicht ankommen mochte, wie wir ihn schon einige konventionelle Geschmacklosigkeiten begehen sahen.

Unsere Auslegung wird aber noch erheblich unterstützt durch einen Blick auf die entsprechenden Verhältnisse und Anschauungen der Zeit. Nie hat es in unserer Geschichte eine Epoche gegeben, in der das Recht freier Liebe mit solcher Skrupellosigkeit litterarisch vertreten und auch wohl praktisch geübt worden wäre wie damals. Ich sehe dabei natürlich ganz ab von den Liebchaften mit gewerbsmäßig oder gelegentlich käuflichen Buhldirnen; auch die seltneren Fälle, wo sogar Edelfrauen sich für gute Geschenke feilboten, kommen hier nicht weiter in Betracht, als daß auch sie ein recht ungünstiges Licht auf den damaligen Stand der geschlechtlichen Sittlichkeit werfen; was uns im Zusammenhang mit unseren beiden Gedichten hier allein interessiert, sind bloß die illegitimen, aber auf freier Hingabe beruhenden Liebesverhältnisse. Wir finden sie in den höfischen Erzählungen in Hülle und Fülle. Ja, sie sind ihr eigentliches Hauptthema, sofern auch die ritterlichen Thaten größtenteils der Bewerbung um den Habedank einer Frau gelten. Am Hofe des Königs Artus, an dem sich die Blüte der höfischen Gesellschaft zusammenfand, besteht keine Dame die Keuschheitsprobe, der man sie unterwirft. Und der vielgefeierte Musterheld Gawayne zeigt sich auch als Don Juan unübertrefflich. Der Liebesroman Tristan und Isolde verdankte seine außerordentliche Beliebtheit bei dem ritterlichen Publikum gewiß nicht vorwiegend seinen allerdings hinreißenden ästhetischen Vorzügen, sondern dem Inhalt, der von Anfang bis zu Ende nichts ist als eine bewußte Verherrlichung des Ehebruchs. Und wenn im allgemeinen freilich das lange launenhafte Hin- und Herzerren des ritterlichen Anbeters ein besonderes Kunststück weiblicher Koketterie war, so glückt doch auch manchem Lieb-

haber das andere Verfahren, ohne viel Umschweife direkt auf das letzte Ziel loszugehen. — Schlimmer noch erscheint die Sache, wenn die Verführung nicht vom Manne, sondern von der Frau ausgeht. Auch dafür fehlt es nicht an dichterischen Belegen. So erscheint, um nur ein Beispiel zu nennen, im Vanzelot die Tochter des Wirtes umgebeten im Schlafgemach der ritterlichen Gäste und bietet ihnen sogar einen goldenen Ring für die Befriedigung ihrer minniglichen Wünsche.

Wenn die epische Dichtung den ganzen Verlauf solcher Liebesabenteuer durch alle seine Stadien mit Wohlgefallen verfolgt, so schildern die lyrischen Dichter meist nur Sehnsucht, Werbung, Verlangen. Aber man merkt doch oft genug durch, auch ihnen schwebt der sinnliche Liebesgenuß als das Endziel vor. Ausdrücklich bestätigen dies auch die eigentümlichen Tageweisen und die wenigen Lieder, worin sie über ihre Erhöhung frohlocken.

Für unser sittliches Empfinden besonders anstößig ist es, daß gemeinhin weder Mann noch Frau in ihrer Ehe ein moralisches Hindernis für nebenhergehende wilde Liebesfreuden erblicken, während es unserm sinnlichen Geschmack unbegreiflich bleibt, daß die Frauen eigentlich begehrter waren als die Mädchen. Und nichts verbietet auch bei Winsbefe unter vrouwen verheiratete Frauen zu verstehen, wenn freilich diese Auffassung nicht schon sprachlich begründet werden kann, da das Wort nach mittelhochdeutschem Sprachgebrauch zugleich Jungfrau bedeutet.

Aber die Frauen pflegten sich, wie ich schon sagte, ihren ritterlichen Bewerbern nicht ohne mehr oder weniger schwere Bedingungen zu ergeben, in denen ihre Laune höchst erfinderisch war. Wenn in der liebes- und langesfrohen Provence eine Dame ihren tapfern Ritter in einen Böwenzwinger herabschickt, um ihre absichtlich heruntergeworfenen Handschuhe wiederzuholen, so gab ihr die deutsche Dame nichts nach, die von ihrem Ritter die Botschaft von der ihr zu Gefallen vorgenommenen chirurgischen Verschönerung seines Mundes und die Einsendung eines in ihrem Dienst beschädigten Fingers beifällig aufnahm. Eine andere will durchaus eine auf einer Hundeleine angebrachte Inschrift zu Ende lesen, ob sie schon weiß, welche tödliche Gefahr mit dem Wiederholen des Hundes für ihren Geliebten verbunden war. Aber das waren sonderbare Einfälle einzelner, wie sie der Tannhäuser später mit köstlicher Übertreibung verspottet, und gewiß hat der verständigere Winsbefe bei seiner Mahnung, den Frauen zu dienen, nicht an derartige Liebestollheiten gedacht; wohl aber hatte er die mehrerwähnte allgemein übliche Huldigung im Sinne, nämlich den Ruhm der erkorenen Herrin durch ritterliches Waffenwerk auf dem Turniersfelde zu erhöhen. Allerdings war auch das immer noch eine Schrulle und zwar um so mehr, als es strengstens verpönt war, den Namen der Geliebten zu verraten.

Ich habe für meine oben angegebene Deutung die höfische Dichtung, vornehmlich die epische, zu Rate gezogen. Aber liefert sie auch ein getreues Bild der Wirklichkeit? Schon Thomasin bemängelt die Unzuverlässigkeit der Ritterspen und mahnt damit zur Vorsicht bei ihrer kulturgeschichtlichen Verwertung. Wir dürfen nicht vergessen, daß sie fast durchweg nur mehr oder minder freie Überarbeitungen französischer Stoffe waren, die wie heute so damals schon ein besonders leichtfertiges Gepräge trugen. Dagegen finden wir in unseren heimischen Volksepen, die unsere damaligen Zustände ohne Zweifel vielfach wirklichkeitsgetreuer abspiegeln als die Kunstdichtung, zwar manche Verbheit, aber nirgends eine Spur von frivoler Auffassung der geschlechtlichen Verhältnisse. Gerade in der Beliebtheit der vielfach schlüpfrigen höfischen Erzählungen erkennt A. Schulz einen indirekten Beweis für die leidliche Sittenreinheit, die in Wahrheit geherrscht habe: man habe gern gehört, was man im Leben lieber vermieden, und hätte sich vermutlich gescheut, es zu hören, wenn es der Praxis des Lebens entsprochen hätte. Jenen sagenhaften, in eine ideale Ferne gerückten Romanhelden und -heldinnen aber habe man jene Nichtachtung sittlicher Schranken in ihrem Liebesverkehr eben nicht weiter verdacht. Ich muß gestehen, daß diese Beweisführung — ohne ihr alles Recht absprechen zu wollen — doch etwas Er künsteltes hat, und auch jene sittenstrengere Haltung der Volksdichtung, die allerdings zu denken giebt, kann ich für sich allein nicht als entscheidende Instanz anerkennen, glaube vielmehr denen recht geben zu sollen, die wie G. Freytag, Bartsch und Weinhold auf Grund umfassender Studien von der Herrschaft einer recht laxen Moral im Leben wie in der Dichtung der ritterlichen Gesellschaft überzeugt sind.

Mancherlei läßt sich auch anführen, was sie entschuldigt. Es war ein vollsaftiges, frisches Geschlecht, Männer und Frauen aufwachsend in der freien Natur, die ersteren überdies einem Berufe obliegend, der vorzugsweise körperliche Kraftentfaltung in Anspruch nahm. Sogar in der üblichen scharfen Würzung der Speisen hat Schulz ein weiteres Moment der Entschuldigung finden wollen. Wenn ferner das alltägliche Leben auf der einsamen heimischen Burg eintönig und entbehrungsvoll zu verlaufen pflegte, so war die verhältnismäßige Seltenheit geselliger Freuden nur ein Anreiz mehr, ausschweifend zu werden, wenn bei festlichen Zusammenkünften, insbesondere den mit großem Gepränge begangenen Turnierfeiern die ersehnte Gelegenheit sich einstellte. Dazu kommt, daß von Frankreich das böse Beispiel ausgegangen war, das die altherkömmliche ehrbare Sitte verderben half. Es giebt eben auch im sittlichen Leben ansteckende Krankheiten. Viel Schuld mißt G. Freytag dem aus hierarchischen Gründen erlassenen Gebot des Cölibats bei, das die Sinnlichkeit der Geistlichen auf schlimme Abwege trieb. Ein Bischof hinterließ nicht

weniger als 20 uneheliche Kinder, und mit großem Eifer plaidiert um die Zeit, da Winsbefe die Frauen verherrlichte, ein anderer Dichter für die Einführung der Priesterehe, nur aus dem negativen Grunde, um so die Frauen und Jungfrauen vor den Reizen der begehrliehen Pfaffenliebe zu retten. Gerade ihre einflußreiche Stellung, die sie zu Vertrauten aller Familien in Dorf und Stadt machte, erleichterte ihnen, ihren wilden geschlechtlichen Neigungen nach Herzenslust zu fröhnen. Ihr Beispiel aber konnte um so weniger verfehlen, auch auf die Laienwelt überzugreifen, als ihre besondere Berufswürde geeignet war, die Sache selbst zu beschönigen.

Indes so verbreitet die Sittenverderbnis in den vornehmen Kreisen gewesen sein mag, so müssen wir uns doch hüten, sie uns übertrieben vorzustellen, als ob insbesondere nun alles weibliche Ehr- und Schamgefühl erstorben gewesen wäre. Wenn wir uns wieder an die dichterischen Quellen halten, so lehnen manche Frauen allzu intime Annäherungen mit Berufung auf ihre Ehre ab oder lassen doch ihre Bewerber lange schmachten, ehe sie zu Fall kommen. Ulrich von Vichtenstein gelang es trotz aller Mühe und Selbstentwürdigung nicht, den beehrten Habedant zu empfangen. Ein erhaltener Liebesbrief, worin eine Dame aus der vornehmen Gesellschaft die stürmischen Werbungen vermutlich eines Tegernseer Mönches trotz ihrer unverhohlenen innigen Neigung zu ihm zurückweist, läßt uns in den heimlichen Kampf einer schönen Seele zwischen Pflicht und Liebe hineinklicken. Wolfram aber sagt in einem besonderen Gedicht seinem lockeren Liebesleben Valet, wahrscheinlich als er damit umging, in den Stand der Ehe zu treten, deren reineres Glück er mit warmer Empfindung besingt. Sie rühmt auch Reinmar von Zweter, ebenso der verständige Freidank.

Ihnen schließt sich freilich auch Winsbefe mit Herzlichkeit an. Er nennt ein gutes Weib eine Gottesgabe. Er fragt, welche größere Wonne einem Manne hienieden beschieden sein könne, und mahnt zu rechter Eintracht der Gatten als der Bürgschaft dauernden ehelichen Glücks. Aber worin er hinter jenen Lobrednern der Ehe zurücksteht, das ist, daß er in einem Atem beides lobt: die Ehe und den konventionellen Minnedienst und noch dazu die letztere Liebesform mit ungleich größerer Wärme als jene; und wieder drängt sich, was das Schlimmste ist, der Eindruck auf, daß er auch gegen das praktische Nebeneinander der Ehe und des Ehebruchs, den er freilich mit einem idealen Schimmer umkleidet, nichts einzuwenden hat. So tief Ulrich von Vichtenstein unter ihm steht, wenn vielleicht nicht als Dichter, als welcher auch er manches Ansprechende geleistet hat, so doch als Mensch, — wir dürfen doch sagen: unser sonderbarer Frauenritter übersehe, wenn wir einmal von seinen an Verrücktheit grenzenden Übertreibungen absehen, in seinem Liebesleben die Anweisungen Winsbefes,

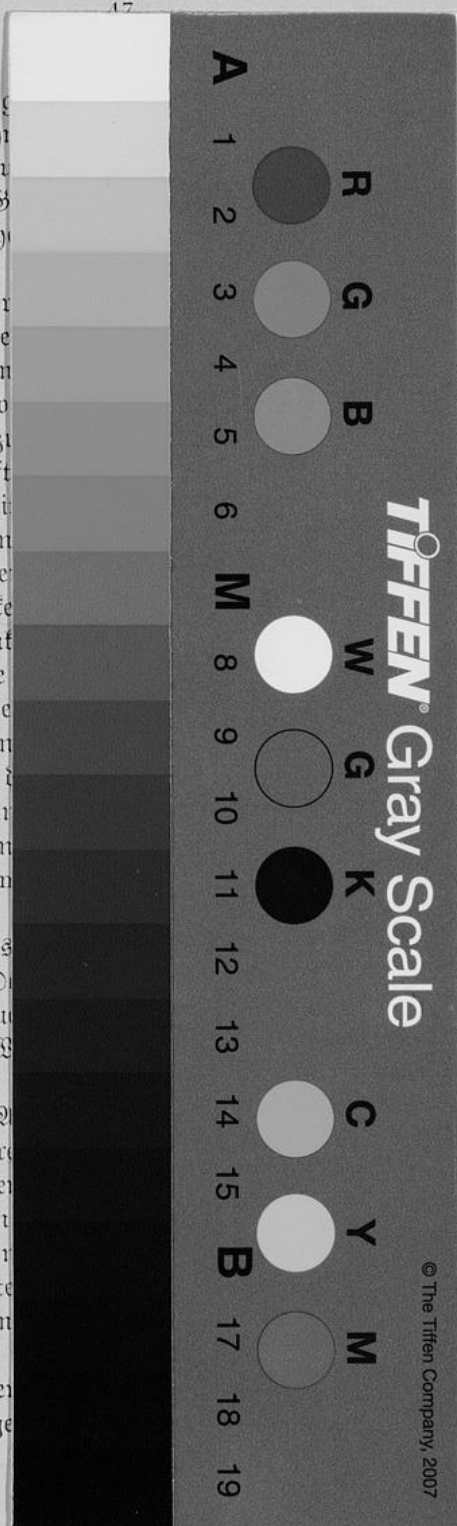
ob er sie nun gekannt hat oder nicht, genau in die Praxis, lebte im Winter auf seiner heimatlichen Burg in herzlichem Verkehr mit seinem Weibe, um im Sommer auf abenteuerlichen Fahrten ohne alle Skrupel seinen anderweiten Liebesbedürfnissen nachzugehen. Und diese Parallele gereicht unserm alten Sängler nicht gerade zur Ehre. Wir sehen ihn auch hier wieder, wie schon mehrfach, mit dem großen Strome schwimmen und haben von neuem Anlaß, das gar zu vorbehaltlose enthusiastische Urtheil von Gervinus etwas anzuzweifeln, der ihm verbrieft, mit das Schönste gesagt zu haben, was je über würdiges sittliches Leben gesagt worden sei.

Um ihm wie seinem oberflächlicheren Nachahmer aber volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erinnern wir uns noch einmal, wie sie diese lockeren Verhältnisse doch auch wieder ins Ideale zu heben suchten, welche Segnungen sie ihnen abzugewinnen wußten. Beide schmückten ihre Frauen trotz alledem mit dem Ehrennamen der Reinen. Echte Liebe adelt eben immer, auch wenn sie sich über göttliche und menschliche Satzungen hinwegsetzt. Mit geradezu fanatischem Eifer vertritt der geistvolle Gottfried die Wahrheit dieses Satzes, wenn er in seinem berühmten Gedicht eine verbrecherische Liebe zu einer unversiegliehen Quelle der Tugend, der Treue und Selbstaufopferung werden läßt. Auch Konrad von Würzburg, der in seinen Spuren wandelt, sucht in seiner Herzmäre durch die Tiefe und Glut der Leidenschaft, die die beiden Liebenden verbindet, mit ihrem Ehebruch zu versöhnen. Und wenn ich bei diesem Anlaß auf unsern größten Dichter, auf Goethe, zur Veranschaulichung hinweisen darf, so wissen wir von ihm, welche mächtigen und segensreichen Einwirkungen auf sein inneres Leben seinen Beziehungen zu so vielen geliebten edlen Frauen entsprangen, die, wenn sie auch außer dem Verhältnis zu seiner späteren Gattin kaum je zum Äußersten gediehen sind, jedenfalls weit davon entfernt waren, rein platonischer Natur zu sein.

Ich glaube hiermit den Inhalt unserer Gedichte in allem Wesentlichen zur Anschauung gebracht und durch einige Ausblicke auf die Sitten und Gedankenrichtungen der Zeit einigermaßen erhellt zu haben. Es bleibt mir nur noch übrig, das Ideal, wie es dem gehaltvollsten unter unseren Dichtern, dem, wenn ich so sagen darf, echten Wilsbeke, vorschwebt, an dem Maßstab des Allgemeinmenschlichen zu messen. Das günstige Ergebnis wird lauten, daß nur einer gewissen Befangenheit seiner Gottesverehrung und kirchlichen Haltung sowie den theils schwärmerischen, theils anstößigen Formen seines Frauendienstes ein lediglich temporärer und im letzteren Fall zugleich einseitig aristokratischer Charakter anhaftet, daß aber alle anderen Lehren wie auch die eben angedeuteten, sofern wir sie jener Schwächen entkleiden, ein Idealbild der Menschlichkeit vor uns aufstellen, das die Nachwelt wohl durch einige wichtige Thaten wie die größere Wert-

schätzung wissenschaftlichen und vaterländischen Sinnes bereichern, im übrigen aber in seiner ewigen Gültigkeit einfach nur anerkennen konnte. In einigen Stücken gemahnt es in der That an das schöne Humanitätsideal der alten Griechen, und wir stehen nicht an, die Zeit, in der es sich einer weitreichenden Geltung erfreute, mit Scherer zu den edelsten und hochgesinntesten Epochen der uns genauer bekannten Weltgeschichte zu zählen. Eine Zeit der Blüte pflegt aber wie in der Natur so im Völkerverleben nur von kurzer Dauer zu sein, und sie war es in diesem Falle ganz besonders. Die Ritterzeit schwand dahin wie der flüchtige Traum einer hellen Sommernacht. Scheint unser Volk überhaupt darauf angelegt zu sein, sich mit verhängnisvoller Einseitigkeit bald diesem, bald jenem Interessengebiet hinzugeben, so verbrauchte es in den nächsten zwei Jahrhunderten seine Kraft fast ausschließlich in dem leidenschaftlichen Kampfe um nüchterne politische und wirtschaftliche Ziele. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts schon werden die Klagen kundiger Beobachter über den einreißenden Verfall der ritterlichen Ideale allgemein. An Stelle der alten einfachen Frömmigkeit begann entweder religiöse Gleichgültigkeit oder Frömmelei oder krankhafte mystische Grübeleien sich breit zu machen, statt der Treue und Milde wucherte Fehde- und Beuteluft überall im Lande empor, und die heitere, von Kunst und Poesie verklärte Geselligkeit entschwand vor den wüsten Zechgelagen, die jetzt in Mode kamen. Der höfische Frauendienst aber, den wir von vornherein im Kern seines Wesens angekränkt fanden, versank, wo er nicht natürlicheren und gesunderen Verkehrsformen der beiden Geschlechter wich, in den Sumpf gemeiner Sinnlichkeit. Das Wort minne selbst, das seinem etymologischen und lange festgehaltenen Sinne nach Gedenken, Sehnsucht bedeutet, mithin die Innerlichkeit der Liebe ausdrückt, erhielt bezeichnender Weise einen grobsinnlichen Beigeschmack. Doch das Edle und Schöne sucht sich, wenn es zu sterben scheint, nur neue Erscheinungsformen, um unversehens wieder hervorzutreten. Wie im Weichsellande, dem Neudeutschland des Mittelalters, das Rittertum auf begrenzterem Raume eine Nachblüte erlebte, deren Bedeutung für den Aufbau des preussischen Staates und somit für die Wiederaufrichtung unseres Reiches erst wir in unseren Tagen in ihrem ganzen Umfange überblicken können, so sehen wir andererseits das rasch aufstrebende Bürgertum ein gut Teil des ritterlichen Geistes übernehmen, um den alten Wein in neue Schläuche umzufüllen. Auch in unserer Literatur leuchtet die alte Ritterherrlichkeit noch hin und wieder in einzelnen Strahlen auf, um dann vor dem Morgenrot einer neuen großartigen Aufwärtsbewegung unseres Volkes ganz zu verblaffen, drei Jahrhunderte später aber in der romantischen Dichtung noch einmal für eine Weile künstlich wieder aufgefrischt zu werden.

schätzung wissenschaftlichen
 übrigen aber in seiner ewig
 In einigen Stücken gemahnt
 ideal der alten Griechen, und
 sich einer weitreichenden G
 und hochgefinntesten Epoche
 zu zählen. Eine Zeit der
 Völkerleben nur von kurzer
 Falle ganz besonders. Die
 Traum einer hellen Somm
 angelegt zu sein, sich mit v
 jenem Interessengebiet hinzu
 Jahrhunderten seine Kraft
 Kampfe um nüchterne polit
 des 13. Jahrhunderts schon
 den einreißenden Verfall der
 alten einfachen Frömmigke
 oder Frömmelei oder krank
 statt der Treue und Milde
 Lande empor, und die heite
 entchwand vor den wüsten
 höfische Frauendienst aber, d
 angekränkt fanden, versar
 Verkehrsformen der beiden
 Sinnlichkeit. Das Wort n
 lange festgehaltenen Sinne
 Innerlichkeit der Liebe aus
 sinnlichen Beigeschmack. D
 zu sterben scheint, nur neu
 hervorzutreten. Wie im 13
 alters, das Rittertum auf
 deren Bedeutung für den M
 die Wiederaufrichtung unser
 ganzen Umfange überblicken
 aufstrebende Bürgertum ein
 um den alten Wein in r
 Pitteratur leuchtet die alte
 einzelnen Strahlen auf, um
 artigen Aufwärtsbewegung
 hunderte später aber in der
 Weile künstlich wieder aufge



bern, im
 konnte.
 manitäts-
 der es
 edelsten
 tgeschichte
 ur so im
 in diesem
 flüchtige
 ot darauf
 em, bald
 sten zwei
 haftlichen
 die Mitte
 hter über
 stelle der
 gütigkeit
 machen,
 erall im
 efelligkeit
 en. Der
 s Wejens
 esunderen
 gemeiner
 hen und
 ithin die
 en grob-
 wenn es
 s wieder
 Mittel-
 erlebte,
 omit für
 in ihrem
 das rasch
 nehmen,
 unserer
 ieder in
 en groß-
 ei Jahr-
 für eine

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

... und die ...

